Walter Flex
ein Deuter des Weltkrieges

(Teildruck)

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Hohen Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Johannes Klein
aus Düsseldorf

Marburg-Lahn 1928
Universitäts-Buchdruckerei Joh. Aug. Koch (Dr. C. Hitzeroth)

Als Dissertation angenommen am 1. August 1928.

Berichterstatter: Herr Geh. Rat Professor Dr. Ernst Elster.

Tag der mündlichen Prüfung: 1. August 1928.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die vollständige Arbeit erscheint im gleichen Verlag als Nr. 33 der „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft", herausgegeben von Geh. Rat Professor Dr. Ernst Elster, (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg).

Der Studienstiftung des Deutschen Volkes.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41556026_0059

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Verzeichnis der benutzten Literatur und der Abkürzungen VII

Einleitung 1

1. Kapitel: Die innere Vorbereitung des Kriegserlebnisses in den Vorkriegswerken . . . . . 4—21

Vision des kommenden Krieges 5

Die Lehre von der Volksgebundenheit des Ich 8

Die Vorwegnahme des Kriegserlebnisses 14

2. Kapitel: Übersicht über die Kriegswerke . . . . . 22—51

Die Dichtung der Augusttage 22

Die Landschaft der Maashöhen 24

„Ein Traum vom Tode“ 25

„Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments“ 25

„Der Wanderer zwischen beiden Welten“ 30

„Im Felde zwischen Nacht und Tag“ 36

„Die schwimmende Insel“ 40

„Wolf Eschenlohr“ 44

3. Kapitel: Gestalten und Charaktere . . . . . 52—65

Gestalten 52

Charaktere: Ernst Wurche 53

Wolf Eschenlohr 57

Otto Kraus 59

Borkenhagen 61

Professor Wachsmuth 61

Fahrenkrug 62

Hirschberg 62

4. Kapitel: Die idealistische Durchdringung des Kriegserlebnisses . 66—93

Die Elemente in Flex' Religiosität 66

Das Schildamt 68

Das Gottessoldatentum 71

Die Spaltung Gottes 73

Die Versöhnung 75

Das Abendmahl 76

Der Tod als Verjüngung des Lebens 77

Seite

Der Totendienst 78
Wanderschaft zwischen beiden Welten . . . . . 80—91
Das Wanderermotiv bei Goethe 80
Das Wanderermotiv bei Nietzsche . . . 84
Einsamkeit der Wanderschaft 85
Bereitschaft der Seele 89
Führerdienst 91
Der unbedingte Idealismus 92
5. Kapitel: Zur Stilistik der Kriegswerke 94-138
Die Zwiespältigkeit in Flex' Werk 94
Reflexion und Anschaulichkeit 95
Ein typisches Beispiel: „Vorfrühling im Felde" als Zusammenfassung 122
Der besondere Ausdruck von Flex' Persönlichkeit in seinem Stil 125

Verzeichnis der benutzten Literatur und der Abkürzungen.

Bab, Julius: Die deutsche Kriegslyrik 1914—1918, Stettin 1920. Abg.: Deutsche Kriegslyrik.

Blunck, Hans Fr.: Sturm überm Land, Jena 1916.

Bröger, Karl: Kamerad, als wir marschiert, Jena 1918.

Bröger, Karl: Soldaten der Erde, Jena 1918. Abg.: Soldaten der Erde.

Brües, Otto: Walter Flex und seine Dichtung in unserer Zeit, Berlin 1920. Abg.: Brües.

Dehmel, Richard: Kriegs-Brevier, Leipzig, ohne Datum.

Elster, Ernst: Prinzipien der Literaturwissenschaft. 1. Bd. Halle 1897. 2. Bd.: Stilistik, Halle 1911. Abg.: Elster, Stilistik.

Flex, Walter: Die Bauernführer, 2. Aufl., Berlin, ohne Datum.

Flex, Walter: Der Schwarmgeist, Berlin, ohne Datum.

Flex, Walter: Zwölf Bismarcks, Berlin, ohne Datum. Abg.: Zwölf Bismarcks.

Flex, Walter: Der Kanzler Klaus von Bismarck, Stuttgart 1923. Abg.: Der Kanzler Klaus von Bismarck.

Flex, Walter: Sonne und Schild, 45.—47. Tausend, Braunschweig, Hamburg, Berlin, ohne Datum. Abg.: Sonne und Schild.

Flex, Walter: Gesammelte Werke in 2 Bänden, München, ohne Datum. Abg.: Ges. W. I, Ges. W. II.

Flex, Walter: Wolf Eschenlohr, (mit einer Einleitung von Konrad Flex), München 1920. Abg.: Wolf Eschenlohr.

Flex, Walter: Briefe, München, ohne Datum. Abg.: Briefe.

Flex, Walter: Die russische Frühjahrsoffensive 1916, Oldenburg 1919.

Hauptmann, Karl: Krieg, Leipzig 1919. Abg.: Krieg.

Herding, Hans: Walter Flex, in den „Burschenschaftl. Blättern", 40. Jahrg., S.-H. 1926, Heft 7, S. 162—165. Abg.: Burschenschaftl. Bl. 1926, Heft 7.

Heym, Georg: Dichtungen, München 1922. Abg.: Dichtungen.

Hüls, Fine: Erinnerungen an Walter Flex. (S. Herding, Hans; Abkürzung ebenso.)

Kaulitz-Niedeck, R.: Das Dichtergrab auf Oesel, Heilbronn 1926. Abg.:Kaulitz-Niedeck.

Klemm, Wilhelm: Gloria! München, ohne Datum.

Lissauer, Ernst: Der brennende Tag, Jena, ohne Datum. Abg.: Der brennende Tag.

Lersch, Heinrich: Deutschland! Jena 1918. Abg.: Deutschland!

Naumann, Hans: Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 3. erweiterte Auflage, Stuttgart 1927. Abg.: Naumann.

Nietzsche, Friedrich: Also sprach Zarathustra, (Werke, Bd. 6), Stuttgart 1921. Abg.: Zarathustra.

Petzold, Alfons: Volk, mein Volk ... Jena 1918.

Schramm, Wilhelm v.: Auf den Spuren von Walter Flex, in der „Zeitwende", München, 4. Heft, April 1927, S. 375—380. Abg.: Zeitwende, April 1927.

Soergel, Albert: Dichtung und Dichter der Zeit, Neue Folge: Im Banne des Expressionismus, Leipzig 1926. Abg.: Soergel, Expressionismus.

Stadler, Ernst: Der Aufbruch, München 1920. Abg.: Der Aufbruch.

Sternberg, Leo: Gott hämmert ein Volk, Berlin und Leipzig 1916. Abg.: Gott hämmert ein Volk.

Thamhayn, W.: Walter Flex, 3. erweiterte Aufl., Solingen 1927. Abg.: Thamhayn.

Winckler, Josef: Mitten im Weltkrieg, Leipzig 1915.

Einleitung.

Es gibt drei Möglichkeiten einer kritischen Wertung von Flex' Werk. Die erste ist, sein Schaffen als Gesamtheit zu betrachten; die zweite ist, sein Kriegswerk besonders zu behandeln; die dritte ist, Flex' Kriegsdichtung im Zusammenhang mit der übrigen Kriegsdichtung zu behandeln. Im letzteren Falle würden dann bestimmte Motive, die sich bei Flex und bei den übrigen Kriegsdichtern finden — etwa Ausmarsch, Weihnacht im Felde, Frühling im Felde, Haß gegen England, Tod der Kameraden, so z. B. bei Blunck, Dehmel, Lersch, Bröger, Barthel, Klemm, Winckler, Lissauer, Sternberg, Petzold usw. — an sich eine reizvolle Aufgabe — zu behandeln sein.

Aber die vorliegende Arbeit hat sich das Ziel einer möglichst gründlichen Behandlung von Flex gestellt. Für ihren beschränkten Umfang war eine Übersicht über Flex' Gesamtschaffen von vornherein ausgeschlossen; ebenso würde die dritte Möglichkeit diese Arbeit zu einem W e r k haben anschwellen lassen, und so ergab sich denn die Notwendigkeit, sich auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken und dies eingehender zu behandeln. Ein Mittelweg zwischen der ersten und der zweiten Möglichkeit empfahl sich, und so wurde denn im ersten Kapitel das Vorkriegswerk, soweit es Vorbereitung des Kriegserlebnisses enthält, mit in die Erörterung einbezogen.

Einer Rechtfertigung bedarf eine Arbeit über Walter Flex heute kaum noch. Aus der Flut von Kriegsliteratur hat sich sein Werk in eine ruhigere Zeit hinübergerettet. Trotz aller nicht immer unberechtigten Kritik hat sich Walter Flex' Werk behaupten können.

Wenn die vorliegende Arbeit sich unter anderem das Ziel steckt, seine künstlerische Gestaltung des Kriegserlebnisses zu verfolgen und zu werten, so will sie ebenso wenig einer übertriebenen künstlerischen Einschätzung von Flex das Wort reden,

wie sie andererseits Flex als eine Erscheinung unter vielen werten möchte. Beides wäre gleich unberechtigt. Daß es Dichter schon während des Krieges gegeben hat, die das Kriegserlebnis packender und mit bedeutenderem Können gestalteten (wie etwa Lersch und Bröger), wird nicht bezweifelt. Andererseits nimmt Flex jedoch in der Kriegsliteratur eine besondere Stellung durch seine eigentümliche Weltanschauung ein. Dichter wie Lersch und Bröger zogen mit plötzlich aufflammendem Glauben, sozusagen als Bekehrte ins Feld. Eine nationale Weltanschauung hat von ihnen allen keiner gehabt; niemand von ihnen hat auch versucht, diesen instinkthaften und doch gleichzeitig inbrünstigen, ausgesprochen religiösen Glauben theoretisch-weltanschaulich zu fassen. Sie gaben dem Augenblick mit stärkster Kraft Ausdruck; darin lag ihre Leistung. Mit dem Zusammenbruch des Deutschland von 1914 brach auch ihr nationaler Glaube zusammen.

Bei Flex, das wird auch diese Arbeit zu erweisen haben, lag der Fall anders. Er hat den Versuch gemacht, eine konsequente, nationale Weltanschauung aufzubauen. Der Krieg ordnete sich ihm — auch das wird in dieser Arbeit nachzuweisen versucht — in sein weltanschauliches System ein.

Es ist natürlich nicht zu übersehen, daß Flex von einem ausgesprochen bürgerlich-traditionellen Nationalgefühl herkam, und daraus erklärt sich, daß sein Schaffen stellenweise epigonenhafte Züge trägt. Dennoch gibt die eigentümliche Konsequenz seines Lebens ihm etwas, was ihn über die Sphäre des Bürgerlichen und des Epigonenhaften hinaushebt, und seine Dichtung zeigt eine Reinheit und Klarheit der Hingabe, die ihn unter den Dichtern seiner Zeit zu einer einsamen Erscheinung macht.

Obwohl sein Kriegswerk, mit Ausnahme einiger Gedichte, durchaus künstlerisch nicht höher steht als die letzten seiner Vorkriegswerke und die kritische Analyse etwa von „Wallensteins Antlitz“ ergeben dürfte, daß dies und nicht der „Wanderer zwischen beiden Welten“ sein künstlerisches Meisterwerk ist, wird man Flex immer zu den auffallenderen Erscheinungen der Kriegsliteratur zählen. Das erklärt sich aus seiner

eigenartigen Entwicklung zum Kriegserlebnis hin und durch seine Bejahung des Krieges; daher rechtfertigt es sich auch, zunächst einmal das Kriegswerk und nicht das Vorkriegswerk zu behandeln.

Wenn heute, 11 Jahre nach Flex' Tode, seine Einreihung in literarische Zeitströmungen überhaupt schon möglich ist, so wird das nur von der Kriegsliteratur aus möglich sein; denn diese ist eine Erscheinung für sich, sozusagen ein Intermezzo im Expressionismus. Nur in die Dichtung des Weltkrieges läßt sich Flex' Werk einreihen; in der Vorkriegsdichtung würde es heimatlos sein, weil Flex den literarischen Zeitströmungen merkwürdig fern stand. Das ist ein zweiter Rechtfertigungsgrund für die Themastellung dieser Arbeit.

Eine Literatur über Walter Flex gibt es heute eigentlich noch nicht. Die Zeitungsaufsätze über ihn sind sich alle merkwürdig ähnlich. Für die vorliegende Arbeit kamen nur einige aufschlußreiche Aufsätze des 7. Heftes von Jahrg. 1926 der „Burschenschaftlichen Blätter", ein ausgezeichneter Aufsatz von Wilhelm v. Schramm aus dem Aprilheft 1927 der „Zeitwende" sowie die sehr wertvolle Broschüre von Otto Brües in Frage. Das Buch von Thamhayn überläßt eine wissenschaftliche Würdigung absichtlich einer Spezialuntersuchung (s. auch Literaturverzeichnis!). Der Gegenstand dieser Arbeit ist also Neuland. Das macht sie ebenso reizvoll wie gefahrvoll.

Für die stilistische Würdigung wurden die wesentlichen Richtlinien der „Stilistik" Ernst Elsters dankbar entnommen.

1. Kapitel.

Die innere Vorbereitung des Kriegserlebnisses in den Vorkriegswerken.

Walter Flex wurde am 6. Juli 1887 in Eisenach geboren [1]) und starb am 16. Oktober 1917 bei Peude auf Oesel an den Folgen einer schweren Verwundung [2]). Er ist also der Zeit nach ganz ein Kind des zweiten deutschen Kaiserreiches von 1871, aber er ist es auch seiner ganzen Entwicklung nach. Er wuchs in einer Familie auf, die ganz in Bismarckscher Tradition lebte [3]); er erhielt seine studentische Erziehung und seine erste Lebensschulung in den durch und durch vaterländischen und reichstreuen Überlieferungen der Burschenschaft [4]). In voller Bejahung der Tradition ist Flex groß geworden. Es sind unbedeutende kleine und dennoch charakteristische Züge, daß er mit 11 Jahren schon ein Gedicht auf den Fürsten Bismarck [5]) schrieb und als Student eine Werberede für ein Bismarckdenkmal hielt [6]). Von bleibender Bedeutung für ihn aber war sein jahrelanges Wirken als Hauslehrer in der Bismarckschen Familie zu Varzin [7]) und Friedrichsruh [8]). Der dichterische Ertrag dieser Zeit liegt in einigen seiner bekanntesten Schöpfungen vor: in der Novellensammlung „Zwölf Bismarcks", im Drama „Klaus von Bismarck", in der Erzählung „Der Kanzler Klaus von Bismarck". Ferner hat er sich mit dem Gedanken einer Bismarck-

1) Ges. W. I, S. VII.
2) S. XXIII f.
3) S. X.
4) S. XV, Briefe, S. 5 ff.; Burschenschaftl. Bl. 1926, Heft 7, S. 162 ff.
5) Ges. W. I, S. XIII.
6) Briefe, S. 18.
7) S. 25 ff.
8) S. 38 ff.

biographie [1]) getragen, der allerdings nicht zur Ausführung kam. — Flex' historische Novellen, von denen noch die Rede sein wird (auch die „Zwölf Bismarcks" gehören dazu), zeigen eine Aufwärtsentwicklung des Deutschtums dem Reiche zu.

Aber als echtes Kind des zweiten deutschen Kaiserreichs ist Flex auch ein Angehöriger der Generation, die unaufhaltsam auf den Krieg zutrieb, und der Zwiespalt zwischen dem etwas kraftprahlerischen Optimismus der Zeit — von dessen groben Auswüchsen er sich allerdings freigehalten hat — und dem unheimlichen Vorgefühl einer herannahenden Katastrophe ist auch bei ihm zu finden. Es ist kein Zufall, daß Flex v o r dem Kriege die düstere Welt des 30jährigen Krieges zum Gegenstande vieler seiner kleinen, künstlerisch vollendeten Novellen, die später unter dem Titel „Wallensteins Antlitz" gesammelt wurden, gemacht hat. Es ist noch weniger ein Zufall, daß Flex in seinen Vorkriegsnovellen sein späteres Kriegserlebnis in oft geradezu verblüffender Weise vorgefühlt und vorweggenommen hat. Er empfand die Notwendigkeit, die Idee des Reiches als Staat des deutschen Volkes zu durchdringen, dem Reiche eine geistig-weltanschauliche Fundamentierung zu geben, ohne die es den heraufziehenden Krieg nicht bestehen konnte. So suchte er nach einer Weltanschauung vom großen Du des Volkes, die auch den sozialen Riß im Volke, den er deutlich sah, überbrücken sollte.

Wir haben Flex' Vorkriegswerk nach zwei Gesichtspunkten zu überschauen. Das hat zu geschehen erstens nach der Vision des nahenden Krieges als eines ungeheuren Ereignisses, das nur als etwas Überwältigendes gefaßt sein will und eine persönliche Stellungnahme überflüssig macht. Zweitens kommt die sehr persönliche Stellungnahme des Dichters in Frage, die durch die ungeheuren Anforderungen an Opferfähigkeit und Heldentum des Verzichtes herausgefordert wird. Hier wird recht eigentlich das Kriegserlebnis vorweggenommen, und dieser zweite Gesichtspunkt ist für dieses Kapitel der maßgebende.

Was nun die V i s i o n d e s k o m m e n d e n K r i e g e s anlangt, so steht Flex damit natürlich nicht allein. Es würde den Rahmen dieses Kapitels sprengen, alle zeitgenössischen Dichter zum Vergleiche heranzuziehen. Es sei nur hingewiesen auf

1) S. 57 ff.

Karl Hauptmanns „Krieg“ (vor dem Kriege geschrieben, aber erst nach dem Kriege erschienen), auf Georg Heym mit seinem berühmten Gedicht aus „Umbra vitae“ [1]) „Aufgestanden ist er, welcher lange schlief“ [2]). Bei Flex findet sich dagegen, im Gegensatz zu den angeführten Dichtern, das Kommende nirgends als Vision des Weltkrieges selbst, sondern er verlegt diese Vision in die Vergangenheit wie in „Wallensteins Antlitz“, den „Gesichten und Geschichten vom Dreißigjährigen Kriege“.

Dort ist der Krieg lediglich von seiner grausigen und unheimlichen Seite erfaßt. Volk und Vaterland spielen keine Rolle. Krieg aller gegen alle wird mit grauenhafter Anschaulichkeit geschildert, so in „Letzte Wacht“ [3]), im „Trommelbuben des Todes“ [4]). Auch Spuren der eigenartigen Mischung von Naturerlebnis und Kriegserlebnis, von der im 5. Kapitel die Rede sein wird, finden sich, so in „Letzte Wacht“ [3]), wo das Abendrot (Ges. W. I, S. 289)

> „in dasselbe stumpfe Violettgrau übergegangen ist, wie das tote Blut, das auf den Gesichtern der Erschlagenen geronnen ist. Es sieht sich an, als habe sich der Himmel zu dieser tollen Nacht des Todes mit Nachtschattenblüten gekränzt, die große Orgie des Wahnsinns mitzufeiern. . . .“

Oder man vergleiche im „Kreis“ [5]) folgende Stelle:

> „Über den Waldhöhen im Osten lag formloses, schwarzes Gewölk wie erkaltete Aschenhaufen, in denen die Glut des gestrigen Tages ausgebrannt war. Jetzt hob sich ein leiser Wind, und es war, als ob sein Hauch die unter der Asche vergrabenen Funken leise wieder entfache, die grauen Ränder begannen glutig aufzuschimmern.“

Verwandte Stellen finden sich im „Trommelbuben des Todes“ [4]), im „Gewitter“ [6]).

Nur in einer Novelle setzt sich Flex mit dem Sinn des grausigen Geschehens und des überall wütenden, frühzeitigen Todes auseinander: im „Blut der Almuth Petrus“ [7]). Dort sagt der Pfarrer Hannibal Petrus in seiner letzten Predigt, während

1) Dichtungen, S. 75.
2) S. auch Naumann, S. 340.
3) Ges. W. I, S. 288 f.
4) S. 301 f.
5) S. 318 f.
6) S. 292.
7) S. 259 ff.

vor den verrammelten Toren der Kirche die friedländischen Dragoner lagern, zu seiner todgeweihten kleinen Gemeinde (Ges. W. I, S. 261):

„Aber die Teufel werden uns packen, wie man Kindlein vom Schoß des Vaters reißt. Gott wird ihnen nicht wehren. Er hat seinen eingeborenen Sohn zwischen seinen Knien sterben sehen und nicht die Braue seines Auges gerührt. Das macht, Gott sieht den Tod anders wie wir. Wir sehen ihn als finstere Mauer, Gott sieht ihn als ein Tor. Er will, daß wir dies Tor mit unserm Blut wie mit Rosen bekränzen. Sein Wille geschehe! Wäre ich ihm nicht treu aus Liebe, ich wäre ihm treu aus Trotz."

Flex geht also hier schon von der bloßen Schilderung des Geschehens zu seiner Deutung und persönlichen Durchdringung über. Im „Wanderer zwischen beiden Welten", im „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" usw. werden wir später ganz ähnlichen Gedanken begegnen, besonders im „Traum vom Tode". (Siehe auch 4. Kapitel dieser Arbeit.)

Vielleicht auch im Vorgefühl des kommenden Weltkrieges sind im „Lothar" die Worte Kaiser Ludwigs an Lothar geschrieben, wenngleich der Zusammenhang nichts damit zu tun hat. Lothar will, um das Reich Karls des Großen vor dem Auseinanderfallen zu retten, von Ludwig die Erbschaft des ganzen Reiches, zu der er sich berufen fühlt. Darauf antwortet ihm Kaiser Ludwig mit den Worten von der immer wiederkehrenden Flut, die wohl auf die großen Katastrophen der Menschheit zu deuten sind [1]):

„Knabe,
Was sprichst du mir von Tag und Tagewerken!
Reiche und Kaiserreiche — Tagwerk! Tagwerk!
Burgen im Sand, von Kindern aufgebaut,
Die all die tausend Tage nicht gelehrt,
Daß Tag und Tagewerk die Nacht verschlingt,
Die eine, ewige, die dunkle Flut,
Die steigend, flutend jeden Abend kommt,
Und uns samt unserm jämmerlichen Tagwerk
Zurückrauscht in den Schoß der Gottheit ....
. . . . . .
Ich hör' im greisen Ohr die dunkle Flut
Aufrauschend steigen, die uns alle einschlingt.
Es kommt die Nacht, die uns mit einem Hauch
Zu Schatten macht." . . . . . .

1) „Lothar", 1. Aufzug, 5. Auftritt, Ges. W. II, S. 190.

Wir kommen zum zweiten, dem Hauptgesichtspunkt, unter dem wir Flex' Vorkriegswerke zu betrachten haben: zur Vorwegnahme des Kriegserlebnisses. Der Dichter denkt sich in seinen Figuren in die Wirrnisse des Krieges hineingestellt und sucht nach Lösung der Probleme. Diese Lösung ist ihm möglich durch seine Weltanschauung, seine Lehre von der Bedeutung des Du, dessen höchste Verkörperung er im Volke sieht. Das Verhältnis des Individuums zum Volke ist von Anfang an der Gegenstand seines Schaffens [1]).

In den „Bauernführern", einem Drama aus Flex' Primanerzeit, sowie in der Novelle „Der Schwarmgeist", die den gleichen Stoff behandelt, geht der Held, Thomas Münzer, zu Grunde, weil er seine Ehre und nicht das Heil der von ihm geführten Bauern suchte. Doch ist das Problem noch zu allgemein gefaßt, als daß eine genauere Besprechung hierher gehörte. Auch in dem ebenfalls in der Primanerzeit geschriebenen, später umgearbeiteten [2]) Drama „Demetrius" geht der Held zu Grunde, weil er das Verhältnis zu dem Volke, das er befreien soll, verliert. Er verachtet es und verliert so die eigentliche Lebensbedingung des Individuums.

Dies führt uns zu dem ersten bedeutenden Werke von Flex, dem Königsdrama „Lothar", das bereits erwähnt wurde. Walter Flex hat diesem „Lothar" ein Begleitwort vorausgeschickt, das ästhetisch und weltanschaulich für sein ganzes Schaffen grundlegend ist. Es heißt da [3]):

> „Der tragische Gegensatz und die Lebensbedingung des tragischen Helden stehen also in einem innigen Konnex und symbolisieren gemeinsam die Weltanschauung des Dichters und somit die Welt; so ist für Schiller das sittliche Gleichgewicht, für Hebbel das freie Entfalten starker Eigenpersönlichkeit die Lebensbedingung des tragischen Charakters. Einen Schritt über Hebbel hinaus würde es bedeuten, die Gesellschaft selbst zur Lebensbedingung des Individuums zu erheben oder vielmehr unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Eine solche Wendung ... würde eine Verschmelzung zwischen der Welt- und Menschenauffassung von Antike und Renaissance darstellen. Das Individuum kann uns nicht mehr wie der Antike nichts an sich und alles nur πρό τῆς πατρίδος sein,

1) Briefe, S. 4.
2) Ges. W. I, Einleitung, S. XIV.
3) Ges. W. II, S. 164 ff.; s. auch Briefe, S. 32.

aber ebensowenig ist es in seiner Isoliertheit etwas ... Die Gesellschaft ist aber das Band zwischen Individuum und Individuum, sie ist das Medium zwischen Gegenwart und Zukunft ... Der Egoismus überwindet sich selbst, wenn er im Bedürfnis nach „tiefer, tiefer Ewigkeit" sich höher und höher steigert; so wird die Gesellschaft zum Ziel des Subjekts, sie allein setzt die Möglichkeit des Altruismus und sichert durch ihn dem Individuum über seine Endlichkeit hinaus Fortbestand. So erscheint der „Dualismus", in dem uns Hebbel die Ursache der unheilbaren Weltkrankheit zu sehen gelehrt hat, gerade als erhaltendes Prinzip."

Flex erkennt also wie Hebbel einen Dualismus von Ich und Gesellschaft, aber was bei Hebbel Pessimismus bedeutet, wandelt sich bei Flex geradezu in Optimismus. Hebbel behauptet, daß das Individuum in seiner Entfaltung von der Gesellschaft gehemmt wird und an seiner Empörung gegen diese Hemmung, ja, noch mehr, nur durch die Tatsache, daß es als ausgeprägtes Eigenwesen einen anderen Willen als die Gesellschaft hat, zu Grunde gehen muß. Flex dagegen sieht in dem, was man bei Hebbel etwa, wie es bereits geschah, als Hemmung bezeichnen könnte, das Rettende, die Regulierung der gefährlichen, maßlosen Triebe des Individuums. So wird dem Individuum die Möglichkeit geboten, ein Maß statt seiner Maßlosigkeit zu finden; so erhält es ein Verhältnis zur Welt, das es sonst nicht finden könnte. Wie das Individuum volksgebunden ist, Glied der Gesellschaft ist, so hat es in seinem persönlichsten Wesen, naturnotwendig und ihm eingeboren, etwas vom Allgemeinen. Das Individuum wird also erstens seinem Ich nicht untreu, wenn es den Anschluß an das Allgemeine sucht, und zweitens ist dieser Anschluß an die Gesellschaft überhaupt eine innere Notwendigkeit, weil die Möglichkeit, eine geistige Form zu finden, nur in dem Allgemeinen liegt, das jede Persönlichkeit hat. Es heißt dann weiter bei Flex:

„Aber wird das vertrauende Individuum nicht in seinem Ewigkeitsbedürfnis betrogen? Setzt es nicht seine besten Kräfte, die gebieterisch ein dauernderes Ziel verlangen, als die eigene Lebensspanne gewährt, abermals an ein Endliches? Zeigt nicht schon eine naturwissenschaftliche Eschatologie die Grenzen der Gesellschaft? Gewiß. Und aller Gewinn wäre hinfällig, wenn wir die Gesellschaft um ihrer selbst willen so hoch bewertet hätten, sie zum höchsten Ziel zu machen.... Aber sie ist an sich nichts als ein leerer Begriff, sie ist unendlich viel und jedenfalls ein unendlich Höheres als ein jedes isolierte Ich (nämlich) als Summe aller Einzelindividuen, die sie zu einem Organismus mit eigenen Ent-

wicklungsgesetzen bindet.[1] Ist auch die Kette selbst nicht unendlich, so ist doch jeder ihr eingefügte Ring in sich abgeschlossen und vermag nach menschlichem Maß vollkommen zu sein, und nur durch die Kette wird er gehalten und davor bewahrt, in den Weltenabgrund zu stürzen. Die Kette ist nichts, die Verkettung ist alles. Die Gesellschaft ist nichts, die Vergesellschaftung ist alles."

Eine eigentümliche Wendung des Gedankens! Das große Du des Volkes ist nicht da, damit man sich ihm blind und bedingungslos opfert und hingibt, wie wohl ein ehrlicher Nationalismus meint, sondern das Du des Volkes ist da, um dem Ich die Lebensform zu geben. Man interpretiert Flex' Ausführung am besten so: Deutschland ist nichts, die Verdeutschung alles! Ein merkwürdiger Satz! Der Mensch, so meint doch Flex, steht immer an Abgründen; Einsamkeit ist der Untergang, Einsamkeit läßt unbedingt in den Abgrund stürzen. Aber der Mensch, mag er auch ewig an Abgründen stehen, ist ja von Natur nicht einsam! Mit seiner Geburt ist er „Glied einer Kette", und wenn er sich aus ihr nicht löst, kann er unmöglich „in den Weltenabgrund stürzen". Das ist ein Bild und keine Beweisführung, aber es ist ein sehr schönes und sehr bestrickendes Bild, das die packende Macht eines Glaubensbekenntnisses hat. So sehr Walter Flex hier ein objektives Weltbild zu geben glaubt — den letzten Beweis für diese seine geistvollen Thesen muß das persönliche Erlebnis geben.

Das Nationale erscheint hier als eine geistige und seelische Bedingtheit, die ein uferloses faustisches Schweifen einschränkt, aber nicht, um die tiefste Sehnsucht langsam zu ersticken, sondern um sie in die richtige Bahn zu lenken und ihr die Möglichkeit konzentrierterer Wirkung zu geben. Der Gedanke schien zunächst auf ein völliges Bezogensein des Ich auf das große Du hinauszulaufen, wird dann aber in das Gegenteil umgebogen: Das große Du wird auf das Ich bezogen. Aber es ist gar nicht zu verkennen, daß diese kühne Umbiegung nur eine scheinbare ist. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Wechselwirkung. Das Ich ist ohne das Du nicht möglich und umgekehrt. Und wenn die Gesellschaft, das Volk, das große Du be-

1) Klammer und Sperrung sind von mir gesetzt. Der Verf.

droht ist, so muß ja das Ich, um seine Lebensbedingung zu erhalten, die größten Opfer aufbringen, sodaß es schließlich doch Situationen gibt, in denen das Individuum nur noch für die Gesellschaft da ist. Flex' innere Entwicklung zu einer solchen Einstellung ist in seinem Kriegswerk denn auch nahezu erreicht. Der tiefste und reinste Glaube schämt sich, von seiner Sehnsucht nach Hingabe und Opferfreudigkeit zu reden. Man wird diesem bedeutsamen Begleitwort zu „Lothar" wohl gerecht, wenn man es zum Teil unter diesem Gesichtspunkt betrachtet.

Flex nennt seine so skizzierte Weltanschauung Universalismus, weil das Individuum durch das Medium des Volkes in Beziehung zum Universum tritt.

Nach der genaueren Erörterung des Begleitwortes zum „Lothar", das eigentlich als das Begleitwort des Dichters zu seinem ganzen Lebenswerk anzusehen ist, können wir uns bei Besprechung der Dramen, die Walter Flex mit seiner neuen universalistischen Einstellung schrieb, kurz fassen; denn für die innere Vorbereitung auf das Kriegserlebnis bringen sie nichts Neues. Der „Demetrius" wurde schon erwähnt.

„Lothar" hat die Tragödie eines genialen Menschen zum Gegenstand, der sich berufen fühlt, das Reich Karls des Großen vor der Aufteilung zu bewahren. Kaiser Ludwig versteht Lothar nicht und hält seine Bitte, ihm auch das Erbteil der unbedeutenden Brüder zu geben, für Größenwahn. (I. Akt.) Für die Notwendigkeiten einer Gemeinschaft, das sieht dagegen Lothar klar, ist auch das Unmoralische erlaubt; denn oberstes Gesetz muß die Erhaltung des Reiches sein. Dies ist höchste Moral für ihn, und alle, die dieses oberste Gesetz nicht verstehen, will und muß er niederkämpfen (I. Akt, 6. Auftritt) [1]. Lothar verfährt am Sterbebett seines Vaters, der vor den vereinigten Heeren der drei Söhne Lothar, Ludwig, Pipin kapitulieren mußte, mit der größten Härte. Er schlägt dem Sterbenden die allerdings von der Kaiserin Judith inspirierte Bitte ab, Judith und ihren Sohn Karl nicht in ein Kloster zu schicken. (Judith ist Lothars erbittertste Feindin.) Lothars Brüder sagen dem Sterbenden Gewährung der Bitte zu; es kommt dadurch zwischen ihnen und Lothar zum Kriege (Ende des II. Aktes). Lothar verliert die

1) Ges. W. II, S. 189 f.

Schlacht (III. Akt). Er bleibt auf sein Erbteil beschränkt. Das große Volk Karls des Großen ist zerspalten. Lothar ist innerlich vernichtet. Bezeichnend ist, daß Lothars Sturz eigentlich durch seinen besten Freund, Engelbert von Centula, verursacht wird. Dieser wußte um die Geheimnisse der Judith, da sie ihm diese in einer schwachen Stunde verriet (I. Akt, 11. Auftritt) [1]). Lothar hatte gewartet, daß ihm Engelbert davon sprach, aber ihn, seinen Freund, konnte er nicht drängen, und Engelbert hatte geschwiegen. So erst konnte die erwähnte Szene am Sterbebett des Kaisers zustande kommen. Lothar erkennt zum Schlusse: Er hätte seinen Freund zwingen müssen: „Ich hatte ja kein Recht, ein Mensch zu sein!" (III. Akt, 4. Auftritt) [2]).

Eine vollkommenere Hingabe an das Du ist aber nicht möglich! Man sieht, wie schon in diesem ersten universalistischen Stück der Opfergedanke durchblickt!

Etwas variiert tritt der universalistische Gedanke im „Klaus von Bismarck", im Drama sowohl wie der im Handlungsverlauf fast völlig identischen Novelle, auf. Ludwig von Wittelsbach, der dem im Stendaler Ständekampf befangenen Klaus das größere Ziel, die Befreiung und Einigung des Landes, der Mark Brandenburg, gezeigt hat, wird Klaus' Freund, und alle Opfer, die Klaus der großen Gemeinschaft bringt, sind zugleich Freundesopfer. Auch der Dienst an Ludwigs Nachfolger, dessen Bruder Otto, ist ein Opfer, das dann durch die Verpfändung der Mark an Kaiser Karl IV., einst Ludwigs schlimmsten Feind, sinnlos wird. Klaus weigert sich, dem Kaiser zu dienen und so die Befriedung der Mark zu vollenden. Darüber heißt es in der Erzählung [3]):

> „Auch er selbst hätte, selbst wenn er aus Liebe zu dem gequälten Volk Trotz und Leidenschaft seines Herzens vergewaltigt hätte, nur den Glauben des Volkes an sich selbst und an die Treue und Unbestechlichkeit seiner Seele erschüttert. Der steinerne und unwandelbare Richter, den alle kannten, konnte sich nicht mit seiner Vergangenheit in lebendigen und zugleich tödlichen Widerspruch setzen. . . ."

Die Rechte der Gemeinschaft an das Individuum erscheinen hier also nicht unbegrenzt. Sie haben ihre Grenze in der Gefährdung des Vollmenschentums und der inneren Einheit des

1) Ges. W. II, S. 204.
2) Das. S. 268.
3) Der Kanzler Klaus von Bismarck, S. 182.

Charakters. Hier tritt die Bezogenheit des Du auf das Ich weit stärker in den Vordergrund als im „Lothar". Dafür spricht auch eine andere Stelle [1]):

„Der Greis (Rule Bismarck) war darin ganz ein Sohn des sterbenden Mittelalters, daß er sich selbst stets nur als Glied einer größeren Gemeinschaft gefühlt hatte."

Diese „größere Gemeinschaft" ist die Gilde. Flex setzt der größeren die g r o ß e Gemeinschaft gegenüber: das deutsche Volk, zunächst in der Mark Brandenburg (dem späteren Preußen! Man merkt Flex' Bismarckische Einstellung!) symbolisiert. Man würde jedoch fehl gehen, wenn man aus dem Zitierten schließen wollte, daß die Ansprüche dieser neuen, großen Gemeinschaft geringer seien als die der früheren, kleinen. Die neue, große Gemeinschaft fordert einen größeren, innerlich vorurteilslosen, freieren Menschen als die Gilde. Jeder Mensch soll jetzt freier Träger einer Gemeinschaft sein, die weit mehr in sich widerspruchsvolle Elemente einschließt, als es die kleine Gemeinschaft der Gilde getan hatte, als es die Gemeinschaft überhaupt jeden Standes tut. Sie fordert also weit mehr Urteilsfähigkeit und selbständiges Handeln. Die Verantwortung für die große Gemeinschaft verändert die Haltung des Menschen; gerade sie erfordert eine geschlossenere Individualität als der Stand. So ist wohl auch eine Briefstelle zu verstehen, die sich auf den „Klaus Bismarck" bezieht [2]):

„Möchten es doch recht viele so innerlich fühlen wie Du, wovon das Drama erfüllt sein will: von der staatsbürgerlichen Gesinnung des Herzens, die in allen Konflikten triumphiert und selbst aus der Niederlage als Phönix hervorgeht." (Ende 1913.)

Während bereits Klaus Bismarck nicht mehr den kalten Heroismus des lediglich von seiner Idee beherrschten Lothar zeigt, erscheinen die N o v e l l e n , die sich mit dem Problem Ich-Volk beschäftigen, von stärkstem p e r s ö n l i c h e n Leben durchpulst. Während noch für den „Lothar", bereits erheblich weniger für den „Klaus von Bismarck", der Begriff der Gemeinschaft ein sehr allgemeiner blieb, ist er in den Novellen auf D e u t s c h l a n d präzisiert. Die Linie, die zum Kriegserlebnis führt, wird damit immer klarer erkennbar. Während die Helden

1) S. 40. Nur der Klarheit halber ist die Erzählung zitiert; der Gedanke im Drama ist genau der gleiche. (Die Klammer ist von mir eingefügt. Der Verf.)

2) Briefe, S. 56.

der Dramen noch große Ausnahmemenschen waren, sind die Helden der Novellen meist Unbekannte, für die das Problem Ich-Volk noch weit schwieriger ist als für jene. Der Herrscher, der Kanzler konnten handeln, aber die Unbekannten, mitten ins Volk gestellt, erleiden. Sie müssen sich mit den großen Ereignissen, die über die Völker wie ein Sturm dahinbrausen, abfinden. Und das ist auch eines der schlimmsten Probleme des Weltkriegs gewesen.

Die Novelle „Martin Kettlers Opfer“ [1]) hat die Geschichte eines in Berlin studierenden sächsischen Studenten zum Gegenstand, der bei der Erhebung 1813 voll von der Idee der deutschen Freiheitsbewegung erfaßt ist, dessen Bruder Heinrich aber, Kosmopolit und begeisterter Napoleonverehrer, als Offizier im napoleonischen Heere steht. Beide Brüder hängen sehr aneinander. — Martin eilt nun bei Beginn des Frühjahrsfeldzuges nach Dresden, um den Bruder von der Seite der deutschen Volksfeinde auf die der Befreiungskämpfer hinüberzuziehen, jedoch erfolglos. Fieberkrank kehrt er nach Berlin zurück und liegt dort lange. Halb genesen, faßt er den verzweifelten Entschluß, wieder nach Dresden zu gehen, den Bruder als Verräter der deutschen Sache öffentlich zu brandmarken und ihm auf der Straße vor allem Volk die napoleonischen Orden von der Brust zu reißen. Seinen Entschluß spricht er gegenüber Kommilitonen aus [2]):

„Du sollst das Furchtbare tun, um ein Zeugnis abzulegen. Du bist erweckt, um zu erwecken. Du sollst ein Blutzeuge sein vor allem Volke, daß sie nicht mehr Brüder sein können, die nicht ein Vaterland haben. Du sollst ein Blutzeuge sein, daß das Vaterland über Blutbanden und Bruderliebe steht. Du sollst das Widernatürliche tun, damit die Stumpfen und Trägen zur Natur zurückkehren, zur Natur, die keinen anderen und höheren Namen kennt als Vaterland.“

Die Freunde wollen ihn von seinem wahnsinnigen Entschluß abhalten, da er noch schwer krank sei. Seine Antwort lautet (Ges. W. I, S. 439):

„Lassen Sie mich! Ich bin nicht krank. Das Volk ist krank. (Die Sachsen sind gemeint.) ... Gott will die Tat. ... Ich muß. Es ist Pflicht. Sie sollen fühlen, daß das Vaterland ein Ding ist, um dessentwillen man dem Liebsten, was man hat, das Bitterste antun muß [2]).“

Er schlägt sich durch die preußischen Linien durch und voll-

1) Ges. W. I, S. 430 ff.

2) S. 437 f. Die Sperrungen und die Klammer habe ich gesetzt. Der Verf.

führt seinen Entschluß. Die Tat, von vielen Hunderten beobachtet, macht einen ungeheuren Eindruck. Der Bruder bricht völlig zusammen. Martin Kettler selbst wird abgeführt und standrechtlich erschossen.

Es seien noch die Worte der Mutter Martin und Heinrich Kettlers am Schlusse der Novelle zitiert. Einem Manne, der den Tod Martins töricht und nutzlos findet, antwortet sie [1]):

»„Für nichts? ... Wissen Sie das so genau mein Herr? Haben Sie kein Ohr, die Stille zu hören, die auf dem weiten Platz gewesen sein muß, als die Tat geschah? jene grausige Stille, die wie gerinnendes Blut erstickend in alle Herzen drang, als die Brüder sich das antaten? Warum war diese Stille? Das Widernatürliche war geschehen. Daß es geschehen k o n n t e, gleichviel, ob zu Recht oder Unrecht, ... das r i c h t e t d a s V o l k, dessen Söhne die beiden Jungen sind.... Wenn aber einmal das deutsche Vaterland, von dem mein armes Kind träumt, kommen sollte, so muß jede Mutter, die von meinem Schicksal hört, es ihren Kindern inbrünstiger ans Herz legen als den Herrgott selber.“«

Die Zuspitzung des universalistischen Gedankens ist auffallend. Der Begriff Vaterland wird nicht mehr theoretisch als Lebensbedingung des Individuums g e r e c h t f e r t i g t. E r s t e h t e i n f a c h d a, erscheint als Ausdruck einer Naturgegebenheit, gegen die sich zu vergehen die größte Sünde ist. Deutlich bekommt er auch, wenn man die Schlußworte ansieht, einen überaus stark r e l i g i ö s e n Inhalt. Man sieht, daß sich der Dichter der T a t entgegenentwickelt, sein Menschentum drängt nach Verwirklichung seiner Ideen und Betätigung seines Glaubens.

In der Novelle „Z w e i B i s m a r c k s u n t e r s c h w e d i s c h e n F a h n e n“ [2]) wird eine Episode aus der Zeit des Großen Kurfürsten behandelt, die gleichzeitig in Form einer Rahmenerzählung die Erinnerung eines alten Soldaten, Klaus v. Brankows, an den Dreißigjährigen Krieg bringt. Der Titel der Novelle ist symbolisch zu nehmen: Der kurfürstliche Kapitän Christoph Friedrich v. Bismarck, der dem Klaus v. Brankow die bei Fehrbellin eroberten schwedischen Fahnen bringt, hört unter diesen die Erzählung von seinem Vater Valentin Busso v. Bismarck, der unter denselben Fahnen, also in fremdem Solde, gefochten hatte. Es ist der Anbruch einer neuen Zeit: Der Sohn, gehorsam dem

1) Ges. W. I, S. 449. Die Sperrung „richtet das Volk“ stammt von mir. Der Verf.

2) Zwölf Bismarcks, S. 57 ff.

Verbot des Kurfürsten, unter fremden Fahnen zu dienen, hat dem neuen Geiste zum Siege verholfen. — Bemerkenswert sind die Worte Klaus v. Brankows am Schluß [1]):

„Ihr werdet Euer Brandenburg! Brandenburg! nicht umsonst gejubelt haben. Hat nicht der tote Begriff Vaterland lebendige Schönheit und Taten gezeitigt? Haben nicht tausend junge Menschen durch tausend Stunden menschlichen Lebens nicht an Leichtes und Leeres und Arges gedacht, sondern sind mit warmen und festen Herzen durch Tage und Nächte gegangen? Kann eine Zeit ‚umsonst' sein, die aus dem sprödesten der Stoffe, aus dem menschlichen, Kunstwerke gemacht und sie auch denen offenbart hat, die sie wie Barbaren zertrümmern mußten?"

Diese Stelle findet sich im „Wanderer zwischen beiden Welten" wieder [2]).

Die Novelle „August Friedrich v. Bismarck und der Feldprediger vom Regiment Prinz Leopold" [3]) bedeutet einen weiteren Schritt dem Kriegserlebnis zu, ja, sie ist bereits als die erste ausgesprochene Vorwegnahme des Kriegs- und Schlachtenerlebnisses zu bezeichnen. Es gibt nur wenige Dichter der Zeit, die das Schlachtenerlebnis in so verblüffender Weise vorweggenommen haben. Das markanteste Beispiel ist Ernst Stadler [4]) mit seinem hinreißenden Gedicht „Der Aufbruch" (1913): „Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig gerissen ...." —

Die Novelle unterscheidet sich dadurch von den übrigen, daß in ihr der Held — oder besser die Helden — verzweifelt um den Sinn des Lebens kämpfen. Der Krieg ist für August Friedrich ein sinnloses, wüstes Chaos. Die Werber haben ihm „vom Vaterland gefaselt" [5]). Vom „Januskopf der Zeit" ist die Rede [6]); denn neben all dem Elend draußen steht die lärmende Fröhlichkeit der Offiziere, die nur den frisch-fröhlichen Krieg kennen.

Vor der Schlacht bei Chutositz — die Novelle spielt im 1. Schlesischen Krieg — spricht zu dem nun doch in Begeisterung aufglühenden Bismarck der alte Below [7]):

1) Zwölf Bismarcks, S. 83.
2) Ges. W. I, S. 123.
3) Zwölf Bismarcks, S. 123 ff.
4) Der Aufbruch, S. 31.
5) Zwölf Bismarcks, S. 128.
6) S. 134.
7) S. 137.

„Was ist ein General?! Menschen schaffen wir! ... Was ist das vorher? Pandektenhengste, Federfuchser oder Landstreicher, Ackerknechte, Bauernlümmel und matte Seelen. Und dann mit einem Male: glänzende Augen, wogende Herzen, Jauchzen, Daseinslust, Todesdurst! Menschen, Menschen sind mit einem Male geschaffen, Menschen, die Gott schauen, den Gott, der in und über seinen Geschöpfen ist! ... Eine Schlacht, Berndt, ist die Welt, die wieder ins Schöpfungschaos zurückgeschleudert ist. Alles, alles wieder in Chaos aufgelöst — alles, was du nennst und kennst: Weib, Kind, Haus, Hof, du selbst, König und Vaterland, die feste Erde, die Gestirne am Himmel, Sonnenlicht, Farben und Menschenherzen, Fahnen, Gedanken und Gefühle — alles ein brodelndes Chaos, aus dem das All oder das Nichts tauchen kann! Und wir schaffen, schaffen alles, was wir je besessen und nie gekannt haben, Sieg heißt die Sonne, die auf eine neue Schöpfung lacht, und die Welt, die neu erschaffene, in der dein Blut kreist, ist jünger, schöner, reiner, taufrischer, tiefer, lebendiger als je ein lebendiges, atmendes Glück war! Der Blutdunst der schwertklirrenden Schöpfungsstunde haucht dir fühlbar den lebendigen Atem Gottes ein.... Wenn Mann und Weib sich in die Arme werfen, so steht zwischen ihnen in einem roten Nebel das Leben, wenn zwei Männer aufeinander zureiten, so steht zwischen ihnen in einem roten Nebel Gott selbst....."

Es folgt die Schilderung der Schlacht bei Chutositz, an der August Friedrich teilnimmt, während der Feldprediger zuschaut. Auch er ringt noch mit sich [1]):

„Gott ... Glück ... König ... Kampf ... Schal und abgestanden bis zum Ekel klang das. Gott! Glück! König! Kampf ...! Ein leidenschaftliches, markiges Dröhnen schwoll aus den Worten ..."

„Gott und der König" heißt es dann plötzlich in ihm wie eine Offenbarung, und als die Schlacht verloren zu gehen droht, stürzt er sich ins Getümmel [2]):

»„Dort ist der Weg zu Gott, Grenadiere! Dort ist Gott!"«

Auch August Friedrich reißt er so mit. August Friedrich fällt, die Schlacht aber ist gewonnen.

Daß die Wendung „Gott und der König" etwas plötzlich und nicht völlig überzeugend kommt, daß das Ja zum Kriege nach dem vorherigen Kampf um seinen Sinn etwas gewollt anmutet, ist hier nicht das Entscheidende, sondern daß die Erlösung vom Lebensrätsel durch die T a t, durch den K a m p f erfolgt. Wie bei Stadler hat auch bei Flex die Schlacht etwas Leuchtendes, das sie im Weltkriege n i c h t gehabt hat. Derartige Schilde-

1) S. 142.
2) S. 149.

rungen finden sich denn auch in Flex' Kriegswerken nicht mehr. Von einer Vorwegnahme des Kriegserlebnisses kann man hier aber dennoch insofern reden, als die Problematik des Krieges bereits berührt und der Kampf um seinen Sinn und mit seiner Sinnlosigkeit schon vorgekämpft ist.

Die Geschichte eines Vaterlandslosen, der nur aus Rachedurst unter die Freiheitskämpfer gegangen ist, schildert die Novelle: „Hans Leerkamp und die Husarenschwadron des Majors Bismarck“ [1]). Der historische Hintergrund ist — wie in „Martin Kettlers Opfer“ — der Freiheitskrieg, um den sich Hans Leerkamp lange Zeit nicht gekümmert hat. Erst als ihm sein Söhnchen von einem napoleonischen Marodeur erschlagen wird, erwacht sein Interesse für die Zeitvorgänge. Das Schrecklichste ist ihm, daß er den Mörder nicht selbst erschlagen durfte, sondern, von seinem Vater aus orthodoxer Voreingenommenheit gehindert, zusehen mußte, wie der Marodeur von französischer Infanterie hingerichtet wurde. Der ungestillte Rachedurst vergiftet Hans Leerkamp ganz. Um dem Wahnsinn und der Sucht, alle Menschen anzufallen, zu entgehen, tritt er in die freiwillige Husarenschwadron des Majors Bismarck ein in der Erwartung, nun ein wildes, mordbrennerisches Leben führen zu können; denn er will seinen Haß gegen Gott und Welt austoben. Er findet sich enttäuscht. Der Geist der Schwadron, die mit abgöttischer Liebe an ihrem Führer hängt, ist der einer reinen Hingabe und Begeisterung. Diese Leute sind für den Glauben an Deutschland in den Kampf gezogen, für einen Glauben, den er nicht im geringsten versteht. Nach wochenlangen Märschen kommt es endlich bei Wartenburg zu der von Leerkamp längst ersehnten Schlacht. Er trinkt sich trotz dem Verbote des Majors Wut an und kämpft wie ein Rasender. Nach der Schlacht fühlt er, daß alle seinen Trinkermut verachten. Vor dem Dankgottesdienst für den Sieg flieht er.

„Die da drinnen“, so heißt es,[2]) „dankten für ein Gottesgericht zwischen zwei Völkern, er hatte nur ein Massaker erlebt. Sie machen mich toll! knirschte es in ihm.“

Sie „machen ihn toll“, weil sie in ihrer reinen Begeisterung sein finsteres, von Enthusiasmus fernes Wesen nicht begreifen

1) Zwölf Bismarcks, S. 217 ff.
2) S. 260.

und immer um ihn werben. Er wünscht sich, in einer Horde von Teufeln zu sein, aber unter diesen Menschen kann er nicht hassen, und lieben will er nicht. Jedoch machen ihn Worte wie die, die Major Bismarck an ihn richtet, immer unsicherer [1]):

»„Erlebnisse machen gut und schlecht. Ein gut Stück dessen, was wir unseren Charakter zu nennen belieben, ist nicht viel mehr als ein Erlebnis der Seele. Zufällig und wandelbar. Ist wie ein Feld, das bestellt sein will auch nach Notjahren.... Es kann niemand sein Feld davor schützen, daß ein Lump es vertrampelt. Aber ist der Boden wahrhaftig gut, so mag immerhin ein Kerl seinen Unrat darauf werfen, für eine Weile erstickt er die Frucht, zuletzt wird das Schlechte zum Dung fürs Gute.«

Hans Leerkamp beginnt den Major und den Geist der Schwadron gegen seinen Willen zu lieben. Bei Möckern kommt die Schwadron zum zweitenmal in den Kampf. Leerkamp holt aus den feindlichen Carrées den einzigen Adler der Garden, der in diesem Feldzuge erbeutet wurde, um ihn in die Hände des Majors zu geben. Aber er findet den Major nicht mehr. Dieser ist schwer verwundet vom Schlachtfelde getragen worden; Leerkamp glaubt ihn tot. Das Signal zum Sammeln ertönt. Es heißt dann in der Novelle weiter [2]):

„Klar und deutlich empfand er: das Signal zum Sammeln ... galt nicht mehr ihm. Das Feuer, das die große Stunde in ihm geschürt, war niedergebrannt. Er hatte erstmals das Große und Gewaltige, von dem die andern zehrten, von innen heraus als lebendige Kraft empfunden, aber er hatte keinen Teil daran.... Er hatte den Geist der Zeit gekostet wie ein Unwürdiger, der mit unreinen Gedanken nach dem Kelch des Herrn greift, und im Abendmahl der göttlichen Kraft inne wird, die ihn verdammt....."

Diese Deutung des Krieges als A b e n d m a h l hat später einem der bekanntesten Flexschen Kriegswerke: „Vom großen Abendmahl", den Titel gegeben; auch in Briefen taucht dieser Gedanke auf, mit dem wir uns im 4. Kapitel sehr eingehend zu beschäftigen haben.

An Hans Leerkamp frißt die Scham über das „Wolfsdasein, das er bisher geführt". Nun weiß er, „was die Worte Volk und Bruder bedeuten". Von Selbstverachtung gepeinigt, wirft er die Husarenmontur ab und kleidet sich in die Uniform eines gefallenen Chirurgen. Der vermeintliche Chirurg wird angehalten

1) Zwölf Bismarcks, S. 257.
2) S. 267.

und zur Hilfe in ein Haus geholt, das voll von Verwundeten liegt, unter ihnen im Sterben Major Bismarck, der Leerkamp aber nicht erkennt. Als Leerkamp gehindert wird, einen Württemberger vor einem Preußen zu verbinden, wird der sterbende Major aufmerksam [1]):

„Ein krankes Volk wollt Ihr gesund machen und laßt Deutsche verkommen? Wir sind ausgeritten, eigene und fremde Schuld zu tilgen, nicht größer zu machen. Vorwärts, Chirurg! Hier im Hause sind nur Brüder!"

Und weiter heißt es [2]):

„In der warmen Glut dieser Worte verbrannte auch seine eigene Schuld.... Er hatte nur an sich gedacht in seiner Scham, nicht an das Ganze, von dem er ein Teil war, und dem er auch dann noch helfen konnte, wenn ihm selbst nicht mehr zu helfen war."

Wieder taucht ganz klar der Gedanke auf, daß das Individuum als Glied durch die Kette gehalten und bewahrt wird, in den Weltenabgrund zu stürzen. Der Lebenssinn des Individuums, durch Lebensunglück zerstört, wird durch das eigentümliche Stück Kraft, das das Individuum als Glied der Gesellschaft für die Gesellschaft noch hat, wieder hergestellt. Aber all das ist wärmer, erlebnishafter gestaltet als in den philosophischen Ausführungen des Begleitworts; die Idee ist Dichtung geworden.

Leerkamp leidet innerlich Folterqualen, während er den sterbenden Major immer wieder nach seinen Husaren fragen hört. Der Major ahnt ja nicht, daß einer seiner Husaren in der Nähe ist. Leerkamp muß auch mit ansehen, wie endlich einer seiner Kameraden erscheint und in der letzten Stunde des Majors den Platz einnimmt, den er, Leerkamp, einzunehmen sich sehnt. Er verläßt, nachdem er seine Pflicht als vermeintlicher Chirurg getan hat, das Haus, ohne sich zu erkennen gegeben zu haben, wirft sich auf ein Pferd und jagt nach Möckern zurück, um „den Chirurgenrock wieder mit der Husarenmontur zu vertauschen und die Brüder zu suchen, die ihm der Sterbende geschenkt hatte" [3]).

---

1) Zwölf Bismarcks, S. 274.
2) S. 275. (Die Sperrungen stammen von mir. Der Verfasser.)
3) S. 277.

Es war nötig, die genannten Novellen genauer zu behandeln als die Dramen, obwohl diese künstlerisch höher stehen; denn die Novellen verdeutlichen Flex' innere Vorbereitung auf das Kriegserlebnis besser als die Dramen. — Von einem allgemeinen universalistischen Weltbilde kommt der Dichter mehr und mehr zum Besonderen, bis zum Schlachtengewühl der Kriege. Die Probleme von Ich, Volk und Krieg sind in ihrer ganzen Fülle aufgerollt und durch die Kraft eines eigentümlichen Glaubens bereits gelöst.

Der Krieg kommt; er überrascht Flex nicht mehr. Was Dichtung war, wird nun Erlebnis, und das neue Erlebnis wird wieder zur Dichtung.

2. Kapitel.

Übersicht über die Kriegswerke.

Mitte August 1914 trat Walter Flex als Kriegsfreiwilliger in das Infanterieregiment Nr. 50 in Rawitsch (Posen), das heute polnisch ist, ein, ganz mitgerissen von der allgemeinen Begeisterung und mit dem festen Glauben, daß der historische Augenblick des Deutschtums gekommen sei. Die furchtbare Erregung der Augustwochen mit ihren schrecklichen Ereignissen und Haßausbrüchen, der Eindruck eines sich entladenden maßlosen Unwetters durch die sich jagenden Kriegserklärungen und gleichzeitig das trotzige Kraftgefühl eines Volkes, das sich nach seinen ersten Siegen der ganzen Welt gewachsen glaubte — all das, ungeklärt und unausgeglichen, spiegelt sich in Flex' Gedichten aus dieser Zeit, den „Kriegsgesängen" aus „Sonne und Schild". Diese „Kriegsgesänge" unterscheiden sich von den Gedichten der späteren Sammlung „Im Felde zwischen Nacht und Tag" durch die geringere Tiefe des Erlebens. Aus den „Kriegsgesängen" spricht noch die wilde, etwas lärmende Begeisterung des Soldaten, der noch keine Probe bestanden hat. Politische, künstlerisch wenig geformte Augenblickserregung zeigt sich, wenn Flex die Gegner als eine Raubtierherde, als „Füchse", „Haie", „Wölfe" bezeichnet, so in „Feinde ringsum!" [1]). Der Haß gegen England, der ja in den Kriegsdichtungen der Zeit, so z. B. bei Lersch [2]), Lissauer [3]), Sternberg [4]) starken Ausdruck gefunden hat, spielt naturgemäß auch in diesen Gedichten eine Rolle. („The Germans

1) Sonne und Schild, S. 16.
2) Deutschland! Gedicht „Skaggerak", S. 40.
3) Der brennende Tag, „Haßgesang gegen England", S. 40.
4) Gott hämmert ein Volk, „Küstenwacht", S. 18.

to the front!“ [1]), „Stoßgebet“ [2]).) Reiner als solche Augenblickserregung war damals ein jäh aufflammender Glaube an den Aufbruch eines neu werdenden, gereinigten Volkes, der in den Gedichten von Lersch, Bröger, Dehmel usw. überall Ausdruck findet, ein Glaube, den auch Flex teilte, und für den er in diesen ersten Augustwochen das Wort von der „Bereitung der deutschen Ewigkeit“ fand („Ahnen und Enkel“ [3]), s. auch 4. Kapitel). Er glaubte an den Anbruch der deutschen Weltherrschaft („Zukunftsspruch“ [4]), „Das große Abendmahl“ [5])); Deutschland führte ihm in dem gewaltigen Zorngericht das Richtschwert Gottes [6]). Der Krieg schien ihm die Wiedergeburt deutschen Seelenadels heraufzuführen („Deutsche Wiedergeburt“ [7])).

Mit diesem Glauben an den historischen Augenblick des Deutschtums war ihm der Wille zu restloser Hingabe verbunden. In diesen ersten Wochen des Krieges, der Zeit der großen Siege und der Bewegungsschlachten, war es noch möglich, den Charakter dieses Ringens mit dem früherer Zeiten zu verwechseln. Erinnerungen an die Freiheitskriege erwachten. Am 1. August 1914 schreibt Flex von einem „ergreifenden Gottesdienst, der die Bilder von 1813 unwillkürlich lebendig machte“ [8]). Ausgesprochen wörtliche Anklänge an die Dichtung der Freiheitskriege finden sich zwar auch in diesen „Kriegsgesängen“ aus „Sonne und Schild“ kaum; es wäre hier nur ein Vergleich zwischen Arndts „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ und dem Gedicht „Das Volk in Eisen“ [9]) zu ziehen. (Später, in der Gedichtsammlung „Im Felde zwischen Nacht und Tag“, drängt sich beim „Schwertgruß“ [10]) der Vergleich mit Körners „Schwertlied“ auf.) Aber der Geist dieser Augustgedichte h a t etwas von dem von 1813: eine unbedingte, gläubige Hingabe. Der deutsche Mensch gehört

1) Sonne und Schild, S. 31.
2) S. 46.
3) S. 24 f.
4) S. 26.
5) S. 44.
6) S. 57.
7) S. 32.
8) Briefe, S. 65.
9) Sonne und Schild, S. 9.
10) Ges. W. I, S. 25.

nicht nur sich selber („Preußischer Fahneneid“ [1]). Das Volk ist in ein einziges stürmendes Heer verwandelt („Das Volk in Eisen“ [2], „Die Front auf den Feind“ [3]). Es geht um die Seele des Volkes. („Besser Haus als Seele leer!“ [4])

Erinnerungen an den Krieg von 1870 mögen Flex gleichfalls gekommen sein; auch das lag nahe, weil ähnlich wie damals nahezu alle deutschen Stämme Schulter an Schulter kämpften. Die schwertfrohe Art Liliencrons — Soergel hat darauf hingewiesen [5] — hat mit der Kampfeslust, wie sie aus diesen Gedichten spricht, einige entfernte Verwandtschaft. Wenn eine große Vergangenheit plötzlich wieder lebendig zu werden schien, so war es unvermeidlich, daß in einem so stark in Tradition lebenden Dichter wie Flex auch die Kriegsdichtungen der Vergangenheit lebendig werden und nachklingen mußten, daß sich Eigenes und Fremdes unbewußt immer wieder mischten. Das wurde anders, sobald der Dichter Krieg und Schlacht unmittelbar als Kämpfer miterlebte.

Anfang Oktober kam er ins Feld [6]. Er lag nördlich von St. Mihiel, auf den Maashöhen, Côtes Lorraines, einer Waldlandschaft, die sehr wild und einsam ist und mit dem Spessart oder der Frankenhöhe Ähnlichkeit hat [6]. Der Oktober 1914 war sehr sonnig; die Landschaft der herbstlichen Buchenwälder muß damals etwas besonders Ergreifendes gehabt haben; Natur und Krieg standen in einer seltsamen Bildwirkung nebeneinander. Der Stellungskrieg verlief gleichmäßig und ohne wesentliche Kämpfe; die Ruhe und verhältnismäßige Abgelegenheit der Stellung — der linke Flügel des Regiments lag weit ab vom Feind — begünstigte eine Verinnerlichung und Vertiefung. Im November wurde es naß und stürmisch.

„Wenn das Laub von den Bäumen gefallen war“, sagt Schramm [6], „machte der kahle, endlos-wilde und von Granaten zerrissene Wald einen unheimlichen Eindruck. Besonders nachts, bei Regen und Wind, während der Winter- und Frühlingsstürme war die weite und wilde Natur

1) Sonne und Schild, S. 3.
2) S. 9.
3) S. 15.
4) S. 13.
5) Soergel, Expressionismus, S. 505.
6) Zeitwende, April 1927, S. 375—380.

hier groß und schaurig; der Soldat war ihr preisgegeben und hat von ihr einen übermächtigen Eindruck empfangen. Die langen, finsteren Regennächte, die er auf Streife oder Horchposten verbringen mußte, haben sich unauslöschlich in die Erinnerung eingeprägt. Es war eine phantastische, märchenhaft wilde Stimmung hier — die meisten Dichtungen Flexens aus dieser Zeit sind davon erfüllt."

Diese Dichtungen sind: die letzten der „Kriegsgesänge" aus „Sonne und Schild" und einige aus „Im Felde zwischen Nacht und Tag", der Feldpostbrief „Nachtgedanken" aus der Sammlung „Vom großen Abendmahl", die Skizze „Ein Traum vom Tode" aus der gleichen Sammlung, ebenso das „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" und die Einleitung zum „Wanderer zwischen beiden Welten".

Die wilde, schaurig-schöne Herbststimmung, von der Schramm bei Beschreibung der Maashöhen spricht, spiegelt sich bereits im „Deutschen Herbstlied, in Welschland gesungen" [1]), das schon Novemberstimmung, Spätherbstlandschaft zum Hintergrunde hat, ebenso im Gedicht „Im Schützengraben" [2]), „Auf Hochposten" [3]), wo der Wildheit der Landschaft durch die geheimnisvolle Verschwommenheit der Mondnacht das Unheimliche genommen ist —, spiegelt sich weiter in „Patrouille" [4]) und vor allem in dem wundervollen Gedicht „Dämmerstunde im Felde" [5]). Einen diesen Novemberstimmungen sehr ähnlichen Hintergrund zeigen „Nachtposten im März" [6]) und „Vorfrühling im Felde" [7]) aus „Im Felde zwischen Nacht und Tag", wie denn überhaupt der Vorfrühling dem Spätherbst in der Stimmung sehr ähnlich ist: im Wechsel zwischen Sturm, wolkenzerrissenem Himmel und stiller, tiefer Melancholie, wo die Weite etwas unendlich Trauriges und Einsames bekommt. Die Sturmlandschaft hat „Nachtposten im März" zum Hintergrund; die stille, weiche Melancholie eines dämmrigen Tages spricht aus „Vorfrühling im Felde", das an innerer Abtönung und Schönheit von Form und Sprache die „Dämmerstunde im Felde" noch

1) Sonne und Schild, S. 34.
2) S. 39.
3) S. 41.
4) S. 42.
5) S. 54.
6) Ges. W. I, S. 26.
7) S. 29.

übertrifft. Beide Gedichte sowie das schon erwähnte „Auf Horchposten" zeigen ein seltsames Verschwimmen der Stimmungen, das für den Seelenzustand des Frontsoldaten häufig charakteristisch gewesen ist. Schramm sagt darüber [1]):

„Gerade eine gewisse Eintönigkeit und Geregeltheit vertiefte die Eindrücke und begünstigte jenen traumartigen Zustand, wie er allen Feldsoldaten vertraut ist: da steigt der Mensch, von allen alltäglichen Bindungen . . . frei bis in die Tiefen seines Wesens hinab."

In einem Feldpostbrief: „Vier Wochen kriegsfreiwillig vor dem Feind" [2]) schildert Walter Flex selbst diesen Wechsel, dieses Ineinanderübergehen und schließliche Verschwimmen der Stimmungen:

„Einen ganzen Tag über, der schön wie ein Märchen war, stand ich mit geringen Unterbrechungen als Dauerposten mit dem Gewehr im Arm unter einer breitästigen Buche und schaute in den Wechsel der Lichter und Farben hinaus. Ich sah in der Frühe unter schaumigem Sonnenduft die Blauschatten der Baumgruppen sich verkürzen, sah die Sonne den Reif von der Waldwiese trinken und des Abends rote Straßen über das silberbesponnene Feld zum Feinde hinüberbauen, sah rostrote Brandwolken düsterglimmend den violetten Dunst über dem Maastal aufdunkeln und die Waldtiefen in grauschwarze Nacht versinken, aus der sie das Mondlicht nach Stunden oder das grellblendende Licht der Scheinwerfer in unregelmäßigen Pausen wieder hervorgrub. Schwärme von Sternschnuppen zuckten durch das Dunkel . . . Roter Brandschein und Funken aus den Essen nachtverschütteter Dörfer in Wald und Tal glommen auf und verglommen. Schöne schweigsame Kunst des Denkens! Dir eignet der tiefste Ernst und die geringste Eitelkeit unter allen Künsten. Du weitest die dunklen Nächte zu hellen Tempeln des heiligen und fühlbar lebendigen Gottes . . . Du hast mich tiefstes Leben kosten lassen in mond- und sternenlosem Dunkel, wenn ich als Horchpatrouille ... vor unserem Drahtverhau auf offenem Felde lag."

Der traumhafte Zustand zeugt eine Verinnerlichung und ein Insichhineinblicken. Das zeigt ein anderer Feldpostbrief, der kurz nach dem eben zitierten geschrieben ist: „Nachtgedanken" [3]), vom 14. November 1914. Es heißt da:

„Noch waren die Augen windheiß, und in den Ohren sang das Brausen des Nachtsturmes nach, der so lange auf meinem Büchsenlauf gepfiffen und die Spitze der Pickelhaube wie einen Turmknauf umheult hatte ... Die scharfe Sichel des abnehmenden Mondes schob sich, erst

1) Zeitwende, April 1927, S. 378.
2) Kaulitz-Niedeck, S. 27 ff.
3) Ges. W. I, S. 173 ff.

in fluchartiger Bewegung, durch jagendes schwarzes Gewölk und hing dann still oder leise schwimmend in silbrigem Wolkenflaum.

Das Mondlicht schwamm wie ein weicher, milchiger Duft um meine Füße. Und nun, dicht vor mir, tauchte ein geheimnisvoll in stumpfem Glanz leuchtender fahlgrauer Streifen wie ein märchenhaftes Blumenbeet aus der Sterndämmerung hervor. Ich wußte wohl, daß es das kreuz und quer über den Boden gezogene Drahthindernis war, aber die übermächtigen Gedanken lockte es, zu träumen. Blumen . . . Mondblumen . . . zackige Blätter von silbrigen Stengeln . . . Wo habe ich doch schon einmal solches Blühen über kahlen Höhen gesehen? Jetzt hab ich's. Silberdisteln sind das, wie wir sie als Kinder auf den Bergen vor Eisenach im Korbe gesammelt haben . . . . . Heimat, Heimat, nun bist du dicht und zum Greifen vor mich hingetreten!" . . .

Aus der ganzen traumhaft verschwimmenden Stimmung solcher Nächte ist auch die Skizze „Ein Traum vom Tode" [1]), die aus dieser Zeit in Lothringen stammt und wohl durch den Tod von Flex' jüngerem Bruder angeregt wurde, zu erklären.

In einer Dämmerstunde, unter dem Bilde eines Gefallenen, spricht die alte Mutter der jungen Witwe vom Sinn des Todes und erzählt ihr, die noch untröstlich über ihr Schicksal ist, einen Traum, dessen Inhalt die Erkenntnis von der Aufwärtsentwicklung des Menschen durch das Stadium des Todes zum Reiche der tausend Sinne ist. Die Skizze hat kaum erzählenden Charakter; das Erzählende daran ist nur Rahmen für Gedankengänge, die wir im 4. Kapitel zu erörtern haben.

Ebenso stammt das berühmte „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" vom 24. Dezember 1914 [2]), das Ende März 1915 erschien [3]), aus dieser Zeit. Der Inhalt ist ja das Verschwimmen von Wirklichkeit und Unwirklichkeit, nicht zufällig ein M ä r c h e n :

Die Witwe eines deutschen Soldaten wird in der heiligen Nacht, da sie das Pachtgeld nicht erlegen kann, mit ihrem kleinen Knaben von einem harten Bauern auf die Straße gesetzt und will in einem Waldteiche mit ihrem Kinde ihr Leben enden. Aber bevor sie springen will, senkt ein gütiger Geist schweren Schlaf auf sie, und sie findet sich an einem großen See wieder, um sich ein Licht, das weder Sonnen- noch Mondlicht ist, be-

1) S. 181 ff.
2) S. 151 ff., s. auch Einl. S. XVIII.
3) Briefe, S. 112.

wacht von einem toten Soldaten. Sie erblickt ein ungeheures Heer von toten Soldaten, die einander alle in ihrem tödlich ernsten Gesichtsausdruck ähneln. Die ängstlichen Fragen der Witwe beantwortet der Wächter, indem er sie in die Grotte des heimlichen Königs führt, während das Kind mit den Seelen der Ungeborenen spielt, deren Hüter die toten Soldaten sind. Fern von dem See, der aus den Tränen der Angehörigen gefallener Soldaten zusammenrinnt, steht nun das Weib in der Grotte des heimlichen Königs, in der Herzkammer der Erde. Hier tönt eine seltsame Musik: der Chor der Stimmen des deutschen Volkes, und der heimliche König, ein einfacher Soldat, ruft bei jedem Mißklang einen Soldaten und sendet ihn auf die Erde, um zu warnen und zu erinnern. Täglich ist ein anderer Soldat König; in dem Könige dieses Tages aber erkennt die Witwe ihren Mann. Der heimliche König gibt ihr einen goldenen Becher, ihren Knaben zu tränken, und eine perlfarbene Muschel mit Brot, ihren Knaben zu speisen, Symbole des Abendmahls. Sie verläßt, erfüllt von den Geheimnissen, die sie geschaut hat, die Grotte und sieht auf der Rückkehr zum See die Toten der Weihnachtsnacht einziehen und die Wasser des Tränensees steigen. sieht noch einmal die düsteren Gesichter der toten Soldaten, die bleiben müssen, bis der Tränensee versiegt ist, um dann in ein höheres Reich einzugehen. Dann erwacht sie, ihr Kind am Herzen, am Waldteich, aber Becher und Muschel mit ihrem Inhalt, Vermächtnisse des Toten, liegen vor ihr, und sie ruft damit ihr erstarrtes Kind ins Leben zurück. Vor ihr erscheint der Bauer, bei dem in der Nacht ein Bote des heimlichen Königs gewesen ist, und führt sie reuig in sein Haus zurück. —

Flex' Hauptmann befahl am 23. Dezember, daß der Dichter etwas für die Weihnachtsfeier des 50. Regiments in Dompierre-aux-Bois, einem Ort, der wenige Kilometer hinter der Front lag, schreiben sollte. Eine Dichtung auf militärisches Kommando wäre Walter Flex gewiß nicht möglich gewesen, wenn er nicht seit Monaten in einer Welt so eigenartiger Stimmungen gelebt hätte. Es ist bezeichnend, daß ihn auf Horchposten die „Vision des Märchens“ [1]) überfiel. (Auch der oben zitierte Feldpostbrief „Nachtgedanken“ ist in Erinnerung an eine Nacht auf

1) Ges. W. I, S. 151 ff., s. auch Einl., S. XVIII.

Horchposten geschrieben; das Gedicht „Auf Horchposten", das wir erwähnten, verdankt ebenfalls einer solchen Nacht seine Entstehung.)

Dieses Weihnachtsmärchen wurde so ganz das Produkt der Stimmungen der Landschaft der Maashöhen, nur in eine andere Welt umgesetzt. Die Landschaft fiel weg, die Stimmung blieb. Flex schrieb es unter den ungünstigsten Umständen nieder: in einer primitiven Schreibstube der Stellung, umgeben von Lärm, den er aber gar nicht hörte. Am heiligen Abend las er das Märchen in der halbzerschossenen Kirche von Dompierre-aux-Bois vor. Geändert an dem Wortlaut wurde auch später nichts. Flex nennt die Schöpfung dieses Weihnachtsmärchens die „stärkste Inspiration", die er „erlebt habe" (Ges. W. I, S. XIX). Wie hoch er das „Weihnachtsmärchen" sowie die anderen Dichtungen aus der Sammlung „Vom großen Abendmahl" schätzte, beweist ein Brief vom Januar 1915 [1]), wo er sie als „Grundstock" bezeichnet, auf dem er „bei Neuauflagen Feldpostbriefe und Kriegserinnerungen in weiterem Umfange bis zur endlichen Vollständigkeit aufbauen" werde.

Eingeflochten in das Märchen sind zwei Gedichte, die sich auch in „Sonne und Schild" finden, hier unter dem Titel „Weihnacht im Felde" [2]) und „Das Soldatengrab" [3]). Ersteres ist mit dem „Weihnachtsmärchen" gleichzeitig entstanden. Letzteres dürfte dagegen schon früher geschrieben und hier nur eingeflochten sein. Es ist dem Gedicht „Bruders Heldentod" [4]) verwandt. Der Anlaß ist, wie beim „Traum vom Tode", der Tod von Flex' jüngerem Bruder Otto. Dieser war im Herbst 1914 in Frankreich gefallen [5]). Das „Soldatengrab" und „Bruders Heldentod" zeigen in Form und Sprache Anklang an das Volkslied. Flex' Bruder war Wandervogel gewesen und wird als solcher, entsprechend der Einstellung der ganzen Bewegung, Vorliebe für Volkslieder gehabt haben. Mit der Erinnerung an den Bruder mag sich die Erinnerung an wehmütige, einfache Weisen von Volksliedern verbunden haben, sodaß die beiden Gedichte an

1) Briefe, S. 103 f.
2) Sonne und Schild, S. 47.
3) S. 58.
4) S. 28.
5) Ges. W. I, Einl., S. IX.

den Bruder unwillkürlich einen Anklang an das Volksliedhafte bekamen. (S. auch 5. Kapitel.)

Die letzte Frucht aus dieser Zeit auf den Maashöhen ist die Einleitung aus dem „Wanderer zwischen beiden Welten", die nicht das Traumhafte der Maashöhen-Landschaft, sondern das Hineinbrechen des Kriegs in sie zum Gegenstand hat. Wo die Landschaft selbst hinter diesem flackernden Bild der nächtlichen Materialschlacht zur Geltung kommt, zeigt sie die schon erwähnte Sturmstimmung [1]). Das Gedicht „Nachtposten im März", das, wie wir sahen, am stärksten von dieser anderen Stimmung der Landschaft beherrscht ist, ist ja auch in diese Einleitung eingeflochten [2]). — Diese ersten Seiten gehören sprachlich und überhaupt künstlerisch zum Schönsten, was Flex geschrieben hat.

Mit einem letzten Blick auf die Maashöhen und die weite Vorfrühlingslandschaft scheidet Flex von Lothringen. Mit dieser Szene im „Wanderer" schließt Flex eine wesentliche Periode seiner Entwicklung ab.

Mit Walter Flex' Abkommandierung ins Posener Warthelager im Frühjahr 1915 zur Offiziersausbildung [3]) beginnt eine neue Periode in seinem Dichten und die zweite seiner Kriegsdichtung. War die erste in bedeutendem Maße durch das Landschaftserlebnis der Maashöhen mitbedingt, so ist die zweite Periode zwar auch ohne einen landschaftlichen Hintergrund, Polen, nicht denkbar, aber neben das Landschaftserlebnis tritt nun das Erlebnis einer Persönlichkeit: Ernst Wurches [4]).

Das Persönlichkeitserlebnis war für Flex in diesem Kriege etwas Neues. In Lothringen hatte er sich in einem Regiment, das sich in der Mehrzahl aus polnischen Landarbeitern zusammensetzte [5]), sehr einsam gefühlt. Nun wurde ihm in dieser Freundschaft mit dem 20jährigen Theologiestudenten ein Geschenk, das für ihn von allergrößter Bedeutung war. Die Weichheit polnischer Landschaft, die dem Dichter in dem ebenen

1) Ges. W. I, S. 67 f.
2) S. 68, in den Gedichten S. 26.
3) Einl., S. XIX.
4) Briefe, S. 167.
5) Zeitwende, April 1927, S. 378.

Charakter des Landes, nur unterbrochen von leichten Hügelwellen, entgegentrat, die Landschaft der Sumpfwiesen (Nettawiesen) und leuchtenden Seen (Kolnosee, Simnosee), die reiche Fauna in den Sumpfwäldern waren es, die sich als Erlebnis dieser Freundschaft zugesellten.

Mit der Teilnahme am blutigen, wieder aufflackernden Bewegungskrieg im Sommer 1915 traten die ganzen Schrecken des Krieges wieder unvermittelt an den Dichter heran und erreichten für ihn den Höhepunkt, als am 23. August 1915 [1]) Ernst Wurche fiel (in den Kämpfen um Kowno). Stärker als je wurde mit diesem Schmerz für Walter Flex der Sinn des Krieges in Frage gestellt.

Die Werke dieser Zeit sind: „Der Wanderer zwischen beiden Welten" und die Gedichtsammlung „Im Felde zwischen Nacht und Tag".

Der „Wanderer zwischen beiden Welten" ist das Denkmal der fünfmonatigen Freundschaft mit Ernst Wurche. Der Inhalt ist kurz folgender:

An einem Vorfrühlingstage erhält Walter Flex Befehl, sich einer Gruppe anzuschließen, die zum Abtransport von Frankreich nach dem Warthelager in Posen zur Offiziersausbildung bestimmt ist. Beim Abmarsch fällt dem Dichter sofort Ernst Wurche auf, dessen Wesen und Erscheinung ihm wahlverwandt erscheint. Auf der Eisenbahnfahrt kommt der Dichter ihm rasch näher; schon im Warthelager sind beide Freunde. Der Dichter faßt eine immer tiefere freundschaftliche Liebe zu diesem innerlich und äußerlich schönen Menschen, und nach Ankunft hinter der russischen Front genießen beide gemeinsam einen strahlenden Frühlingstag. Nichts vielleicht bringt Mensch und Mensch näher zueinander als das gemeinsame Erlebnis einer Landschaft, und eine neue Gemeinsamkeit entsteht so zwischen Flex und Wurche. Auch das nun beginnende Schützengrabenleben in den Wäldern am Kolnosee ist reich an Naturerleben: der russische Wälderfrühling und die Ruhe der Stellung sind der Hintergrund des romantischen Lebens, das nun beginnt. Kleine Abenteuer auf Patrouillengängen sind gelegentliche Unter-

1) Ges. W. I, Einl., XIX.

brechungen. In den Fichtenhütten und Unterständen sind die Freunde in zahlreichen Nächten beieinander; Zarathustra, Goethes Gedichte und das Neue Testament vereinigen sich ihnen zu einem geistigen Erlebnis. Gespräche vom Sinn des Todes und vom Heldentode der Völker, von Reinheit und Lebenskunst, vom Geist der neuen deutschen Jugend wechseln, und die Freunde werden aneinander reicher und reicher.

Noch einmal vor Beginn des Bewegungskrieges haben die Freunde am Sajnosee, in Ruhestellung, das Erlebnis des Frühlings; stärker noch ist des Dichters Erlebnis an der Persönlichkeit des Freundes selbst. In der folgenden Nacht reden sie auf dem Hochstand einer Fichte von bevorstehenden Sturmangriffen, und Flex ahnt in der Ungeduld des Freundes schon dessen Schicksal. — Nach einem verwegenen Soldatenscherz, mit dem die Russen zum Abschied gereizt werden sollen, verläßt das Regiment der Freunde die alte Stellung und marschiert in den neuen Bewegungskrieg. Noch einmal, in einer vorübergehend besetzten Stellung, sind die Freunde beieinander in enger Kameradschaft, noch einmal genießen sie miteinander, wenn freilich unter Lebensgefahr, die Schönheit blühender Wiesen. Dann werden sie getrennt, und im ersten blutigen Gefecht, bei Krasna und Warthi, stehen sie weit voneinander. Nach dem Gefecht sehen die Freunde an einer Wegkreuzung einander zum letzten Male. — Auf Feldwache erhält der Dichter tief in der Nacht die Nachricht, daß Ernst Wurche bei einer Erkundung gefallen sei; erst am folgenden Tage darf er hinüber, um den Freund zu bestatten. — Die nun folgenden Ereignisse des Bewegungskrieges rauschen wie schwere Träume an dem Dichter vorbei; er kann den Verlust des Freundes nicht verwinden und leidet qualvoll unter der Grausamkeit der Geschehnisse. Ernst Wurches Uhr, die er dem Toten als Andenken genommen hat, ist ihm wie ein Stück von dessen erloschenem Leben; aus ihr spricht ihm des Freundes Stimme, und endlich versteht er diese Stimme. Der Freund will durch Totenklage nicht zum Gespenst gemacht werden. Ernst Wurche will im Freunde durch das Ja zu dem Glauben, für den er gefallen ist, weiterleben. —

Die Gestalt Ernst Wurches ist etwas verändert gegenüber dem wirklichen Ernst Wurche. Flex selbst bezeichnet die Gestalt seiner Dichtung in einem Briefe als „zur Idee erhobene Per-

sönlichkeit" [1]), und es ist sehr bezeichnend, daß die Briefe Ernst Wurches, die ursprünglich als Anhang mit dem „Wanderer" erscheinen sollten [1]), weggelassen wurden. Die „Verschiedenheit des Stils" und der Unterschied zwischen der Persönlichkeit, die sich in diesen Briefen gab und der Idealgestalt des „Wanderer" wäre aufgefallen [1]).

Aber die Gestalt Ernst Wurches ist nicht nur dichterisch gesteigert, sie ist auch in ihrem Urbild nicht einheitlich. Die Gestalt von Otto Flex ist das andere Urbild Ernst Wurches. Im „Wanderer" heißt es von Ernst Wurche, daß er Flex „fast schmerzhaft deutlich" an seinen „jüngsten Bruder erinnerte, der ... in Frankreich gefallen war" [2]), und in einem Briefe vom 11. Oktober 1916 spricht Flex von der Ähnlichkeit zwischen seinem gefallenen Bruder und Ernst Wurche [3]):

„Besonders die Schlußseiten des Buches sind ja an Dich (die Mutter) geschrieben. Und die Ähnlichkeit zwischen Petzlein (Otto Flex) und Ernst Wurche spüren wir beide."

Und am 29. August 1915 schreibt Flex [4]):

„In Wurche ist mir Petzlein ... noch einmal gestorben."

Das Buch ist in seiner ganzen Anlage weit von einer konsequenten Stilisierung der Geschehnisse, die sich an die Freundschaft mit Ernst Wurche knüpfen, entfernt; es macht vielmehr in seiner durchaus losen Komposition einen ganz tagebuchähnlichen Eindruck. Im Dezember 1916 schreibt Flex an Frau Hüls [5]):

„Wollte ich eine abgerundete Novelle schreiben? Ein lyrisches Epos oder ein episches Lied machen? Nein. Ich wollte einen Toten lebendig machen. . . . jedes Wort und jedes Ereignis steht noch da, wo es das Leben selbst hingestellt hatte."

Dies steht fast schon im Gegensatz zu der vorher zitierten Aussage über die idealisierte Persönlichkeit Ernst Wurches. Und ein Zwiespalt zwischen den Szenen, wo Wurche wirklich etwas von einer Idealgestalt hat und solchen, wo einfache Erinnerungen erzählt werden, ist denn auch für den „Wanderer" charakteristisch. Im 5. Kapitel haben wir uns damit noch sehr eingehend zu beschäftigen.

1) Briefe, S. 216.
2) Ges. W. I, S. 76.
3) Briefe, S. 234. (Klammern sind von mir gesetzt. Der Verf.)
4) S. 136.
5) S. 247.

Die Vermutung liegt nicht fern, daß das Buch in einzelnen Teilen auf Flex' verloren gegangenes Kriegstagebuch zurückgeht, worauf auch eine Stelle im „Wanderer" hindeutet [1]). Dort wird erwähnt, daß Ernst Wurche das Gedicht „Wildgänse rauschen durch die Nacht", das ja auch im „Wanderer" steht, in des Dichters Kriegstagebuch gefunden habe. Ein Beweis ist das indessen nicht, und die Briefe enthalten nichts darüber.

Die Vorlage von Tagebuchskizzen läßt indessen auch die auffallende Genauigkeit von Orts- und Zeitangaben vermuten, die für den Gang der Handlung völlig belanglos und für den Leser nur von bedingtem Interesse sind. Das ist besonders bei den Szenen kurz vor und kurz nach Ernst Wurches Tod der Fall [2]), aber auch andere Beispiele lassen sich häufen [3]). Auffallend ist weiter die geradezu verblüffende Übereinstimmung vieler Briefe aus der Zeit, in der der „Wanderer" spielt, mit Stellen aus diesem. Man vergleiche etwa die Ankunft Flex' in der Stellung am Kolnosee, wo von „Iwan dem Schrecklichen" (dem Russen) und den zahlreichen Sumpfschnaken die Rede ist [4]), mit dem Brief vom 27. Mai 1915 [5]), oder die Anekdote von dem gefangenen Russen [6]) mit dem Ende des Briefes vom 2. Juni 1915 [7]). Die Schilderung des Föhrenwaldes vor der Stellung [8]) findet sich im Brief vom 26. Mai 1915 fast Wort für Wort wieder [5]). Fast wörtlich gleich sind die Schilderungen der Sumpflandschaft im Juni im „Wanderer" [9]) und im Briefe vom 17. Juni 1915 [10]). Am 10. Juni schreibt Flex an seine Eltern [10]), daß seines Bruders Bild täglich mit Blumen geschmückt sei: im „Wanderer" ist es Ernst Wurche, der das Bild schmückt [11]). — Im „Wanderer" werden die stillen Abendstunden beim Schein von Papierlampen erwähnt [12]); das Gleiche schreibt Flex unterm 19. Juli an seine Mutter [13]). — Im „Wanderer" wird die ekelhafte, von Mäusen wimmelnde Stellung bei Kalvarja und im Gegensatz dazu die blumige Wiese beschrieben, auf die sich Flex und Wurche flüchteten [14]); die inhaltlich, wenn auch nicht wörtlich gleiche Schil-

1) Ges. W. I, S. 68.
2) S. 121—123, 131.
3) S. 110, 111, 113, 115, 116, 136.
4) S. 87.
5) Briefe, S. 115.
6) Ges. W. I, S. 89.
7) Briefe, S. 118.
8) Ges. W. I, S. 83.
9) S. 91.
10) Briefe, S. 122.
11) Ges. W. I, S. 88.
12) S. 92.
13) Briefe, S. 124.
14) Ges. W. I, S. 112.

derung findet sich in Briefen vom 5. und 17. August 1915 [1]). Die Beschreibung des toten Ernst Wurche im „Wanderer" [2]) findet sich stellenweise wörtlich in dem Briefe an Wurches Eltern vom 24. August, in dem er ihnen den Tod Ernsts mitteilt [3]). — Die Schilderung, wie Ernst Wurche fiel [2]), findet sich in demselben Brief [3]), abgesehen von kleinen Umstellungen, Wort für Wort. — Das Begräbnis Wurches im „Wanderer" [4]) ist ebenfalls in dem erwähnten Brief fast wörtlich gleich, wieder abgesehen von Umstellungen, beschrieben [5]); überhaupt ist der ganze Brief in Übereinstimmung mit der Schilderung von Tod und Begräbnis Ernst Wurches aus dem „Wanderer". Auch die etwas rohe Szene im „Wanderer", wo Flex Bauern mit vorgehaltenem Revolver zum Anspannen der Pferde zwingt [6]), wird in einem Brief vom 29. August 1915 erwähnt [7]). In demselben Briefe werden die letzten Worte, die Wurche mit Flex im „Wanderer" wechselt [8]), genannt. — Ernst Wurches Uhr, die dem Dichter im „Wanderer" wie ein Vermächtnis ist [9]), wird in dem genannten Briefe ebenfalls erwähnt. — Im allgemeinen sind die Schilderungen im „Wanderer" ausführlicher als in den Briefen, aber die Schilderung des Elends der bei Orany fliehenden Zivilbevölkerung im Briefe vom 2. September 1915 [10]) findet sich im „Wanderer" nur ganz kurz [11]).

Bereits aus der Zeit der Niederschrift des „Wanderer" [12]) stammt ein Brief vom 14. März 1916, in dem sich Ernst Wurches Worte vom Sinne des Krieges aus dem „Wanderer" beinahe wörtlich wiederfinden [13]). Es spielen dort also Worte aus dem werdenden Werk hinein, sodaß diese Stelle für den tagebuchartigen Charakter des „Wanderer" weniger bezeichnend ist.

Es ist hier nur von der Identität von Stellen aus dem „Wanderer" mit Stellen aus Briefen die Rede gewesen. Jeder, der Tagebuch führt oder Tagebuch Führende kennt, weiß aber, daß die Äußerungen in Briefen und Tagebüchern, die zu etwa glei-

1) Briefe, S. 126 und 129.
2) Ges. W. I, S. 127.
3) Briefe, S. 131.
4) Ges. W. I, S. 129.
5) Briefe, S. 132 f.
6) Ges. W. I, S. 126.
7) Briefe, S. 135.
8) Ges. W. I, S. 123.
9) S. 133.
10) Briefe, S. 137 ff.
11) Ges. W. I, S. 131.
12) Briefe, S. 184.
13) Ges. W. I, S. 93.

cher Zeit geschrieben sind, eine weitgehende Ähnlichkeit zu haben pflegen, sodaß die Briefstellen Rückschlüsse auf das verlorengegangene Tagebuch zulassen.

Die Anfänge der Niederschrift des „Wanderer" liegen im Vorfrühling 1916. Im März schreibt Flex an Frau Hüls, daß er seit Wochen an einer Arbeit sei, die die Erinnerungen an einen gefallenen Freund zusammenfassen solle [1]). Er war damals nach Mazuti, einem Ort hinter der Front Postawy—Narotschsee zum Regimentsstab kommandiert [2]), „um ein paar Blätter Regimentsgeschichte zu schreiben" und hatte verhältnismäßig viel Ruhe [3]), die allerdings nicht allzu lange dauerte. Ende März—Anfang April war wundervoller, erwachender Frühling, der dem von 1915 sehr ähnlich war und Flex auf Schritt und Tritt an den Frühling vor einem Jahre, seinen Abschied von den Maashöhen und seine erste Bekanntschaft mit Ernst Wurche erinnerte [4]). Diese Wiederkehr der Frühlingsstimmung ist wohl der mächtigste Impuls gewesen, der die Vollendung des Werkes so schnell herbeiführte. Am 16. Mai [5]) ist es fast abgeschlossen, am 22. Mai fertig und bereits in die Heimat abgeschickt [6]); im Oktober bzw. Ende September 1916 erschien es [7]).

Die Zeit, die es umspannt, ist rund 1 Jahr: Frühling 1915 bis Frühling 1916. Schon Soergel hat bemängelt, daß es zu lang sei, da es nicht mit Wurches Tode schließe [8]), aber der Vorwurf ist noch weit früher erhoben worden; denn Flex verteidigt sich in einem Brief vom Dezember 1916 bereits dagegen [9]) und bezeichnet die Totenklage am Schlusse als notwendig, da sie das tatsächliche, lebendige Fortleben gebe.

Der ungeheure Erfolg des Buches ist bekannt.

---

1) Briefe, S. 181.
2) S. 183.
3) S. 187.
4) S. 193, 202.
5) S. 206.
6) Briefe, S. 209.
7) S. 231.
8) Soergel, Expressionismus, S. 507.
9) Briefe, S. 244.

Lebenslauf

Ich, Johannes Klein, wurde am 2. Oktober 1904 als Sohn des Predigers August Ferdinand Klein und seiner Ehefrau Pauline geb. Müller in Gummersbach (Rhld.) geboren. Ich bin preußischer Staatsangehöriger und evangelischen Bekenntnisses.

Von Ostern 1911 bis Ostern 1914 besuchte ich die Volksschule in Mülheim (Ruhr)-Styrum, von Ostern 1914 bis Ostern 1915 die Volksschule in Düsseldorf, wohin meine Eltern im Frühjahr 1914 übergesiedelt waren. Ostern 1915 trat ich in die Sexta des dortigen Städt. Gymnasiums und Realgymnasiums an der Klosterstraße, der heutigen Hindenburgschule, ein, gehörte seit Ostern 1918 der Gymnasialabteilung an und verließ die Anstalt mit dem Zeugnis der Reife im März 1924.

Unter ungünstigen Umständen begann ich im Sommer 1924 mein Studium in Köln, konnte aber in meinen damaligen Fächern, Deutsch und Philosophie, infolge Nebenerwerbs nicht voll arbeiten. — Vom Winter 1924/25 an bis zum Winter 1925/26 studierte ich in Marburg hauptsächlich deutsche Literaturgeschichte, germanische Philologie und Kirchengeschichte, daneben auch Geschichte und Nationalökonomie. — Vom Sommer 1926 bis zum Winter 1926/27 studierte ich in München, wo neben meinem Hauptfach, Deutsch, Geschichte stärker in den Vordergrund trat. — Zum Sommer 1927 kehrte ich nach Marburg zurück, um unter der Leitung von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Elster meine Dissertation zu beginnen und mich auf das Doktorexamen vorzubereiten. Ich konzentrierte mich ganz auf Deutsch, neuere Geschichte und Kirchengeschichte. Das Rigorosum bestand ich am 1. August 1928. Seitdem hielt ich mich, mit den Vorbereitungen zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, hauptsächlich in Düsseldorf und Bonn auf.

Der Studienstiftung des Deutschen Volkes, deren Mitglied ich im Winter 1925/26 wurde, verdanke ich es, daß ich vor dem Abbruch meines Studiums bewahrt wurde und den Rest meiner Studienzeit sorgenfrei studieren konnte.

Meine akademischen Lehrer waren in Köln: die Herren Prof. Dr. *Bertram*, Prof. Dr. *v. d. Leyen*, Prof. Dr. *Schneider;* in München: die Herren Geheimrat Prof. Dr. *Oncken*, Prof. Dr. *Strich*, Prof. Dr. *Borcherdt*, Prof. Dr. *Kutscher*, Prof. Dr. *Geyser;* in Marburg: die Herren Geheimrat Prof. Dr. *Elster*, Prof. D. theol. *v. Soden*, Geheimrat Prof. Dr. *Busch*, Geheimrat Prof. Dr. *Köppe*, Geheimrat Prof. Dr. *Troeltsch*, Prof. Dr. *Häpke*. Ihnen, aber besonders Herrn Geheimrat Prof. Dr. *Elster*, der mein Leiter und Führer auf dem Gebiete exakter literarhistorischer Forschung war, sowie Herrn Prof. D. theol. *v. Soden*, dem Vertrauensdozenten der Studienstiftung, gebührt mein tiefster und aufrichtigster Dank.